

Die indische Diaspora in den Vereinigten Staaten von Amerika

PIERRE GOTTSCHLICH

I. Einleitung

Die indische Diaspora ist die zweitgrößte weltweit. Nur die Zahl der Auslandschinesen übertrifft die der schätzungsweise 20 Millionen im Ausland lebenden Inder (Non Resident Indians, NRI) bzw. Personen indischer Abstammung (People of Indian Origin, PIO). In 48 Staaten leben mehr als 10.000 Inder. In 11 Ländern übersteigt die Zahl der dort lebenden Auslandsinder sogar 500.000. In Trinidad & Tobago stellen die 500.600 Inder ungefähr 40% der Gesamtbevölkerung, in Guyana ist gar die Hälfte der Einwohner indischer Abstammung. In Anlehnung an das geflügelte Wort, welches einst in der Tradition des Habsburgers Karl V. durch die ehemalige Kolonialmacht Großbritannien geprägt wurde, kam eine von der indischen Regierung eingesetzte Kommission zu der berechtigten Schlussfolgerung, dass „die Sonne über der indischen Diaspora niemals untergeht“ (Government of India 2001: v, xlvii-1).

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind besonders in den letzten Jahrzehnten eines der Hauptziele indischer Auswanderung gewesen. Der letzten Volkszählung aus dem Jahre 2000 zufolge lebten zu diesem Zeitpunkt 1.678.765 NRIs und PIOs in den USA. Damit belegten die Vereinigten Staaten weltweit den zweiten Platz hinter Myanmar (2.902.000), aber noch vor Malaysia (1.665.000), Saudi-Arabien (1.500.000) und dem ehemaligen Mutterland Großbritannien (1.200.000) (Government of India 2001: xlix-1). Indessen dürfte diese Zahl aber noch weiter angestiegen sein und bei etwa 1.800.000 liegen. Zählt man zu den indischen Einwanderern und ihren in den USA geborenen Nachkommen noch jene Personen hinzu, die sich unabhängig davon selbst als „Indian American“ (offiziell: „Asian Indian“) klassifizieren, so erreicht man eine Community-Größe von ca. 2 Millionen (Gosalia 2002: 236f.). Zusammen mit den mehr als 850.000 in Kanada lebenden Auslandsindern stellt Nordamerika eine der größten und

am schnellsten wachsenden Konzentrationen von Indern bzw. Personen indischer Abstammung außerhalb Indiens dar (Government of India 2001: 159). Da in den letzten Jahren auch eine zunehmende politische Aktivierung der Indian American Community zu beobachten ist, erhält eine Betrachtung der historischen Entwicklung dieser Gemeinschaft eine zusätzliche Bedeutung.

Obwohl die Geschichte indischer Einwanderung in die USA eine mehr als zweihundertjährige Tradition aufweist, gilt gemeinhin das Jahr 1965 und die Verabschiedung des Hart-Cellar Acts als die eigentliche Geburtsstunde der Indian American Community. Die Liberalisierung der amerikanischen Einwanderungs- und Einbürgerungsbestimmungen nach diesem Schicksalsjahr ermöglichte das schnelle Wachstum und den wirtschaftlichen Erfolg der indischen Diaspora in den USA. Dennoch ist auch die Zeitperiode davor von wesentlicher Bedeutung für das Verständnis der heutigen indo-amerikanischen Gemeinschaft. Deshalb muss eine Darstellung ihrer historischen Entwicklung, selbst wenn sie wie hier nur schemenhaft und überblicksweise erfolgen kann, schon im 18. Jahrhundert beginnen. Erst nach einer Betrachtung dieser ersten, fast in sich geschlossenen Periode der Geschichte der indischen Diaspora in den Vereinigten Staaten soll die Genese der modernen Indian American Community in den Mittelpunkt rücken. Besondere Aufmerksamkeit soll hierbei ausgewählten Problemlagen und inneren Konfliktlinien, den strukturellen Merkmalen sowie der politischen Aktivierung der indo-amerikanischen Gemeinschaft zuteil werden. Abschließend wird der Versuch einer Prognose zukünftiger Entwicklungstendenzen gewagt.

II. Die frühe Einwanderung: Die Indian American Community vor 1965

Die Dokumentation der frühen Phase indischer Einwanderung in die USA ist lückenhaft und unvollständig. Übereinstimmend berichten mehrere Quellen, dass es wahrscheinlich ein junger Reisender aus Madras war, der 1790 als erster Inder in die Vereinigten Staaten nach Massachusetts kam (Bashkar 2000: 19; vgl. auch Koritala 1998, Malhotra 2000). Im Rahmen wachsender Handelsbeziehungen zwischen Indien und den USA betraten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer wieder indische Händler und Reisende amerikanischen Boden. Im Jahre 1851 beteiligten sich sechs Inder unter dem Banner der „East India Marine Society“ an der Parade zur Feier des amerikanischen Unabhängigkeitstages in Salem, Massachusetts (Koritala 1998). In den folgenden Jahrzehnten entwickelte sich der amerikanische Nordosten und hier vor allem Boston zu einem Zentrum amerikanisch-indischer Bezie-

hungen. Kaufleute, Reisende und besonders Wanderprediger und Mönche aus Indien hatten das Interesse vieler amerikanischer Intellektueller geweckt. Ralph Waldo Emerson und Henry David Thoreau beschäftigten sich intensiv mit indischer Philosophie und Religion. Walt Whitman verfasste 1868 seine berühmte „Passage to India“ und löste damit eine gesteigerte Neugier einer breiteren Öffentlichkeit auf Religion, Kunst und Lebensweise der Inder aus. Bücher, Lieder und Theaterstücke aus und über Indien erfreuten sich enormer Beliebtheit. Diese Phase der geistigen Auseinandersetzung mit dem fernen Land wurde unter dem Terminus „The Boston Brahmin“ bekannt (Jensen 1988: 14–15). Höhepunkt dieser Zeit war der Besuch des Mönches Swami Vivekananda in den USA, der 1893 eine viel beachtete Rede vor dem Weltparlament der Religionen in Chicago hielt und damit der Popularität indischer Religion weiter Auftrieb verlieh (Jensen 1988: 14–15).

Erste Einwanderung und Vertreibung

Der Fokus indischer Einwanderung im späten 19. Jahrhundert lag jedoch nicht an der Ost-, sondern vielmehr an der Westküste Nordamerikas. Hierbei diente vielen Indern Kanada als Zwischenstation. Kanada war damals im Status eines Dominion ebenso wie Indien als Kronkolonie Teil des britischen Empire. Entsprechend sollen es vor allem die in den britischen Streitkräften in Kanada dienenden indischen Soldaten gewesen sein, die ihren Landsleuten von den Möglichkeiten der neuen Welt berichteten. So verwundert es denn auch nicht, dass die Mehrzahl der via Kanada in die USA eingereisten Inder der ersten großen Einwanderungswelle aus jenen Regionen Indiens kamen, aus denen ein relativ hoher Anteil der Ausländer in der britischen Armee stammte. Dies waren vor allem Sikhs aus dem Punjab: 85% der ca. 7.000 zwischen 1899 und 1914 eingewanderten Inder gehörten dieser Gruppe an (Khagram et al. 2001: 261). Die restlichen Einwanderer kamen aus den Provinzen Gujarat, Bihar und Uttar Pradesh (Bashkar 2000: 20).

Der Grossteil der indischen Immigranten verdingte sich als Holzfäller in den ausgedehnten Waldgebieten der nordwestlichen Bundesstaaten Washington und Oregon. Hierbei konkurrierten sie mit europäisch-stämmigen Einheimischen, welche diese Arbeiten traditionell verrichteten. Die Bereitschaft der Inder, für vergleichsweise geringen Lohn längere Schichten zu arbeiten als ihre amerikanischen Arbeitskollegen, machte sie schnell zur Zielscheibe von Diffamierungen und ausländerfeindlichen Angriffen. Diese permanenten Attacken waren gekoppelt mit einem unverhohlenen Rassismus gegenüber den „Hindoos“, wie die indischen Einwanderer von den Einheimischen bezeichnet wurden. Hier offenbarte sich eine eklatante Unkenntnis der Amerikaner über die neuen Immigranten, da ja die überwältigende Mehrheit der

Inder als Sikhs keine Anhänger des Hinduismus waren (Khagram et al. 2001: 261; vgl. auch Takaki 1989: 295). Im Allgemeinen wurden die Neuankömmlinge als unterlegene Rasse angesehen – und dies nicht nur im Vergleich zu den kaukasischen Weißen, sondern oftmals auch in Relation zu den chinesischen und japanischen Einwanderern, welche schon seit mehreren Jahrzehnten in den USA ansässig waren. So kam ein Beamter der US-amerikanischen Einwanderungsbehörde zu folgender Einschätzung: „The Hindus are regarded as the least desirable, or, better, the most undesirable, of all the eastern Asiatic races which have come to our soil“ (Khagram et al. 2001: 261). Für andere Beobachter waren die Unterschiede zwischen den verschiedenen asiatischen Einwanderern weniger markant, was jedoch mitnichten eine Gleichstellung mit den europäisch-stämmigen Weißen bedeutete. Der damalige Präsident der Gewerkschaft American Federation of Labor, Samuel Gompers, erklärte 1908:

„Sixty years' contact with the Chinese, and twenty-five years' experience with the Japanese, and two or three years' acquaintance with Hindus should be sufficient to convince any ordinarily intelligent person that they have no standards ... by which a Caucasian may judge them“ (Khagram et al. 2001: 261; vgl. auch Takaki 1989: 296).

Ein erklärter Gegner der indischen und asiatischen Einwanderung war die Asian Exclusion League (AEL). Diese in San Francisco beheimatete Gruppe war 1907 aus der Japanese and Korean Exclusion League hervorgegangen und hatte sich vor allem deshalb neu formiert und umbenannt, um der neuen Bedrohung einer „Hindoo Invasion“ auch schon im Namen begegnen zu können (Khagram et al. 2001: 261). Die AEL versuchte, durch intensive Lobbyarbeit strengere Einwanderungsgesetze zu erreichen. Sie machte aber auch vor propagandistischen Diffamierungen und rassistischen Schriften nicht Halt und organisierte wiederholt Protestkundgebungen und Märsche, in deren Folge es auch zu gewaltsamen Übergriffen kam (Malhotra 2000; vgl. Takaki 1989: 296f.). Obwohl ihre Führung stets jede Gewaltabsicht von sich wies, ist die AEL doch mitverantwortlich für die hitzige Atmosphäre an der amerikanischen Westküste, die 1907 zu förmlichen Pogromen gegen die indischen Einwanderer führte.

Am 5. September 1907 versammelten sich in Bellingham, Washington, etwa 500 einheimische Arbeiter, um gegen die Konkurrenz indischer Einwanderer zu protestieren. Unter dem Motto „drive out the Hindoos“ begannen sie, zu den Baracken zu marschieren, in denen die Inder untergebracht waren. Schon auf dem Weg dorthin wurden zwei indische Arbeiter brutal misshandelt. Später wurden bis zu 700 Inder aus ihren Unterkünften vertrieben, ihr Hab und Gut wurde entweder auf die Straße geworfen oder an Ort und Stelle zerstört. Die lokalen Polizeikräften sahen dem Treiben zunächst taten-

los zu, bevor sie insgesamt 410 Inder vorläufig in „Schutzhafte“ nahmen. Sechs indische Arbeiter wurden zum Teil schwer verletzt, und ihnen allen wurde der Rückweg in ihre Behausungen verwehrt. Die Vertriebenen setzten sich in den folgenden Tagen größtenteils nach Kanada ab. Bellingham war nun „Hindoo-free“ (Jensen 1988: 45f.; vgl. auch Koritala 1998, Malhotra 2000). Zwei Monate später, am 5. November 1907, vollzog sich das gleiche düstere Schauspiel in der Holzfällerstadt Everett, Washington, mit dem gleichen Ergebnis. Ähnliche Vorfälle ereigneten sich in den folgenden Monaten in mehreren Orten im amerikanisch-kanadischen Grenzgebiet. Auch aus Oregon sind Vertreibungen dokumentiert (Jensen 1988: 45f.).

Abwanderung nach Süden

Die fortdauernden Übergriffe veranlassten viele der im Holzfällergewerbe beschäftigten indischen Einwanderer, nach Alternativen zu suchen. So verließen sie zu Tausenden die nördlichen Bundesstaaten Washington und Oregon, um in Kalifornien einen Neubeginn unter günstigeren Voraussetzungen zu wagen. Ganze Kolonnen arbeitssuchender Inder machten sich in den Waggons der Southern Pacific Railroad auf den Weg in den Süden. Dort angekommen, verdingten sie sich zumeist als Tagelöhner und Erntehelfer in der Landwirtschaft. Viele von ihnen hatten schon in ihrer Heimat im Punjab als Farmer bzw. Farmhelfer gearbeitet, und so kam ihnen ihre neue Tätigkeit entgegen. Diejenigen, welche keine Anstellung in der Landwirtschaft fanden oder suchten, wurden häufig im arbeitsintensiven Ausbau des kalifornischen Eisenbahnnetzes beschäftigt. Nach und nach gelang es den meisten Indern, sich so eine neue Existenz aufzubauen (Takaki 1989: 302).

Viele der indischen Einwanderer organisierten sich nunmehr in Gangs, zunächst, um Schutz vor gewaltsamen Attacken von Einheimischen oder von rivalisierenden Immigranten zu finden. Diese Gangs bestanden aus bis zu 50 Indern. Sie wählten einen Anführer aus ihrer Mitte, zumeist denjenigen, der die englische Sprache am besten beherrschte. Ihm oblag es nun, für die Mitglieder der Gang Anstellungen zu finden und die Arbeitsbedingungen sowie den Lohn mit den Farmern oder jeweiligen Arbeitgebern auszuhandeln. Im Gegenzug erhielt er eine Art Gehalt der Gang-Mitglieder. Auch viele Farmer bezahlten die Anführer zusätzlich, da sie auch meist die Funktion eines Vorarbeiters und Aufsehers übernahmen (Takaki 1989: 303). Da die meisten der indischen Einwanderer völlig auf sich allein gestellt waren, fungierten die Gangs auch als Familienersatz und erfüllten so die wichtigsten Sozialfunktionen. Die Gang-Mitglieder waren Tag und Nacht zusammen und teilten Arbeit, Unterkunft, Essen und Lohn. Ihre meist sehr homogene Zusammensetzung machte es den einzelnen Indern möglich, sich in Bezug auf

Werte, Sitten und Bräuche innerhalb der Gang heimisch und geborgen zu fühlen. Die starke innere Verbundenheit der Gang zeigte sich vor allem in Krisensituationen. Starb ein Mitglied, so wurden die Kosten für die Bestattung unter den Verbliebenen aufgeteilt. Oft machte man Fotos des Verstorbenen und schickte diese zu seiner Familie nach Indien. In manchen Fällen sammelten die Gang-Mitglieder auch Geld für die Witwe des Verstorbenen in der alten Heimat (Takaki 1989: 305f.).

Die Bedeutung der Gangs für die indischen Einwanderer war enorm, der Aufbau solcher internen Strukturen konnte jedoch die Probleme von außen lediglich lindern, nicht beseitigen. Die Unsicherheit der Zukunft und die harte Arbeit auf den Feldern Kaliforniens ließ viele Inder in den Alkohol flüchten. Alkoholismus und Syphilis waren die beiden hauptsächlichsten Todesursachen unter indischen Immigranten während dieser Zeit. Zeitgenössische Beobachter konstatierten entsetzt, dass das edle Wesen der Inder und ihre jahrelange Erziehung in der Heimat durch wenige Monate unmenschlicher Arbeit unwiederbringlich vernichtet wurden:

„While working in the asparagus fields, Dhan Gopal Mukerji sadly witnessed his countrymen drinking themselves into ‘forgetfulness.’ They would buy liquor and hide in order to ‘indulge’ their ‘appetites,’ ‘drinking up their wages in order to forget they were alive. All the old Indian bringing up was being swept away by a few months of inhumanly cruel work.“ (Takaki 1989: 312)

Lediglich die Religion lieferte für viele der Inder, die ja zumeist den Sikhs angehörten, einen Ausweg aus den Übeln des Alltages. Nahezu überall dort, wo sich eine Gang oder eine andere Gruppe indischer Einwanderer aufhielt, entstand auch sofort eine Art Tempel, um religiöse Zeremonien durchführen zu können. Hierbei dienten zunächst einfachste Hütten als Orte religiöser Riten, die meist einer der Arbeiter vollzog. Dieser bekleidete auch die Funktion eines Priesters. Für diese Aufgabe war er durch die Gang von der regulären Arbeit auf den Feldern freigestellt, die übrigen Mitglieder der Gemeinschaft sorgten zusammen für den Lebensunterhalt des religiösen Würdenträgers (Takaki 1989: 313). Der erste feste Sikh-Tempel wurde 1912 in Stockton, California, errichtet (Khagram et al. 2001: 262). Diese Bauwerke wandelten sich innerhalb kürzester Zeit zu allgemeinen Begegnungsstätten der indischen Einwanderer. Neben den religiösen Riten und Festen offerierten die Tempel nunmehr auch Hilfe und Rat in Streitfragen sowie Unterstützung für Neuankömmlinge. Sie bildeten insofern das Zentrum einer oftmals weit verstreuten oder nomadisierenden indisch-stämmigen Bevölkerung (Takaki 1989: 313).

Die „Hindu-Verschwörung“

Neben den Arbeit suchenden indischen Immigranten hatte in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts eine weitaus kleinere Gruppe von Indern in den USA Fuß gefasst. Indische Studenten waren an den meisten Universitäten der amerikanischen Westküste eingeschrieben. Sie sollten die nächste Phase der Entwicklung der Indian American Community entscheidend prägen. Politisch bewusster und aktiver als ihre Landsleute auf den Feldern, solidarisierten sich viele indische Studenten in den USA stark mit den Befreiungs- und Unabhängigkeitsbewegungen in ihrer alten Heimat Indien. Im Jahre 1908 erschien die erste Nummer der Zeitung *Free Hindusthan*, herausgegeben von dem bis dahin unbekanntem indischen Studenten Tarak Nath Das (Jensen 1988: 166). Dieser entwickelte sich in den folgenden Jahren zu einem der bedeutendsten politischen Aktivisten innerhalb der indo-amerikanischen Gemeinschaft, in der er gleichermaßen für die Rechte der Inder in den USA und für die Dekolonisation seines Heimatlandes eintrat (Khagram et al. 2001: 262). Die Arbeit von Tarak Nath Das, der zwischenzeitlich an die Ostküste nach Vermont gezogen war und sich permanenter Verfolgung durch Agenten des britischen Geheimdienstes ausgesetzt sah, wurde von Har Dayal fortgesetzt. Dieser gründete im November 1913 die Zeitschrift *Ghadar*, welche die Befreiung Indiens von der britischen Herrschaft proklamierte. „Ghadar“ ist ein Urdu-Wort und bedeutet Revolution bzw. Aufstand. Die erste Ausgabe der Zeitschrift ließ kaum Zweifel an ihrer politischen Zielsetzung. Der Text einer großflächigen Anzeige lautete: „Wanted – Brave soldiers to stir up Ghadar in India; Pay – Death; Prize – Martyrdom; Pension – Liberty; Field of battle – India.“ (Jensen 1988: 183)

Im selben Jahr bildete sich in San Francisco die Ghadar- bzw. Revolutionspartei zur Förderung der Unabhängigkeit Indiens. Nach Ausbruch des 1. Weltkrieges verstärkte der radikale Flügel der Partei seine Kontakte zum Deutschen Reich, von dem man sich Unterstützung im Kampf gegen den nunmehr gemeinsamen Feind Großbritannien versprach. Nach Kriegseintritt der USA 1917 führte dies zum Verbot der Ghadar-Partei und zur Verhaftung vieler ihrer Mitglieder. Die „Hindu-Verschwörer“ wurden wegen Missachtung der amerikanischen Neutralitätsgesetze vor Gericht gestellt und verurteilt (Jensen 1988: 213–225). Die Spannungen zwischen der indischen Diaspora und der amerikanischen Öffentlichkeit erreichten einen negativen Höhepunkt, als der Parteiführer Ram Chandra während der Gerichtsverhandlung einem Attentat zum Opfer fiel. Die ohnehin nicht problemfreien Beziehungen zwischen Indern und Amerikanern waren auf einem Nullpunkt angekommen (Jensen 1988: 224).

United States vs. Thind

In diesem Klima fielen die Bestrebungen der Asian Exclusion League, die ihre Lobbytätigkeit weiter verstärkt hatte, auf fruchtbaren Boden. Der 1917 verabschiedete Immigration Act erklärte Britisch-Indien und weitere Gebiete Asiens zur Sperrzone („Asian barred zone“), aus welcher keine Einwanderungs- oder Einbürgerungsanträge mehr genehmigt wurden (Khagram et al. 2001: 263). Damit war der Weg in die Vereinigten Staaten für indische Immigranten versperrt. Doch auch für die bereits in den USA lebenden und teilweise eingebürgerten Inder begann sich die Lage zunehmend zu verschlechtern. Eine Reihe von Gerichtsentscheiden zur Frage ihrer rassischen Zugehörigkeit hatte direkte Auswirkungen auf ihre Zukunft in den Vereinigten Staaten (Jensen 1988: 246–269). Ausgangs- und Streitpunkt war ein Gesetz aus dem Jahre 1790, welches nur weißen Immigranten das Recht auf Einbürgerung zusprach, ohne jedoch genauer zu definieren, was unter „weiß“ explizit zu verstehen war. 1910 konnten die indischen Einwanderer einen großen Erfolg verbuchen, als ein Gericht im Fall *United States vs. Balsara* urteilte, dass Inder im Gegensatz zu Chinesen und Japanern der kaukasischen Rasse angehörten und damit im Rahmen von Einbürgerungsanträgen als Weiße zu behandeln waren. Durch dieses Urteil wurden mehr als 70% der in den folgenden Jahren eingewanderten Inder eingebürgert (Khagram et al. 2001: 262). Der Kampf des Japaners Takao Ozawa um Einbürgerung schien die Position indischer Immigranten sogar zu stärken. 1922 verweigerte ein Gericht im Fall *Ozawa vs. United States* dem japanischen Einwanderer die amerikanische Staatsbürgerschaft, da er nicht wie beispielsweise die Inder der kaukasischen Rasse angehörte und insofern nicht als Weißer zu betrachten war (Takaki 1989: 298f.).

Ein Jahr später brachte jedoch der Fall des Inders Bhagat Singh Thind eine für die Inder ebenso unerwartete wie verhängnisvolle Wende. Thind, der schon lange in den Vereinigten Staaten lebte und sogar in den amerikanischen Streitkräften während des 1. Weltkrieges gedient hatte, klagte gegen die Entscheidung der Einwanderungsbehörde von Oregon, welche ihm 1920 die amerikanische Staatsbürgerschaft verweigert hatte (Jensen 1988: 256). 1923 erreichte der Fall den Obersten Gerichtshof, welcher in Sachen *United States vs. Thind* zur Schlussfolgerung kam, das Thind mitnichten als Weißer zu betrachten war und somit auch nicht hatte eingebürgert werden können. Zwar gehöre Thind der kaukasischen Rasse an, sei aber „im Verständnis des einfachen Mannes“ keineswegs ein Weißer. Da das Gesetz von 1790 nicht auf dem Begriff einer kaukasischen Rasse basierte, sondern lediglich allgemein von „Weißen“ spreche, sei davon auszugehen, dass sich die Verfasser in ihrer Entscheidung auf die alltäglichen Erfahrungen ihrer Zeit berufen hätten (Takaki 1989: 299). Unter einem solchen Blickwinkel

aber können Thind und damit alle Inder unmöglich als „weiß“ gelten. In der Urteilsbegründung heißt es:

„In the popular conception he is an alien to the white race and part of the 'white man's burden.' ... Whatever may be the white man's burden, the Hindu does not share it, rather he imposes it. ... We venture to think that the average well-informed white American would learn with some degree of astonishment that the race to which he belongs is made up of such heterogeneous elements.“ (Khagram et al. 2001: 263)

Die Folgen der Entscheidung

Das Urteil hatte verheerende Konsequenzen für die Indian American Community. Nicht nur wurden keine weiteren Inder, die stellenweise schon Jahrzehnte in den USA gelebt hatten, eingebürgert – bereits eingebürgerten indischen Immigranten wurde nunmehr die amerikanische Staatsbürgerschaft wieder entzogen. Das hatte vor allem in Kalifornien weitreichende Folgen. Ein Gesetz dieses Bundesstaates von 1913 beschränkte den Landbesitz auf amerikanische Staatsbürger (Alien Land Act) (Khagram et al. 2001: 265). Etliche eingebürgerte Inder hatten vor 1923 legal Grundbesitz erworben bzw. gepachtet. Im Jahre 1919 hatten indische Einwanderer in Kalifornien 86.315 Morgen Land gepachtet und weitere 2.077 Morgen Grundbesitz käuflich erworben (Takaki 1989: 306). Mit dem Entzug der Staatsbürgerschaft verloren sie nun häufig ihre komplette Existenz. Wer seinen Grundbesitz nicht seinen in Amerika geborenen Kindern oder amerikanischen Treuhändern überschreiben konnte, wurde enteignet. Immer wieder wurden die nunmehr fast völlig rechtlosen Inder von amerikanischen „Treuhändern“ ausgenutzt, welche sich den Grundbesitz überschreiben ließen, aber danach jede Gegenleistung schuldig blieben. Da den Indern jegliche rechtliche Handhabe fehlte, gingen die betrügerischen „stillen Partner“ straflos aus (Takaki 1989: 307). Neben den materiellen Verlusten führte das erneuerte Bewusstsein, lediglich Bürger zweiter oder dritter Klasse zu sein, zu persönlichen Tragödien wie beispielsweise dem Selbstmord des Inders Vaisho Das Bagai im Jahr 1928. In seinem Abschiedsbrief beklagte der verzweifelte Bagai den Verlust der amerikanischen Staatsbürgerschaft als große Ungerechtigkeit, hatte er sich doch stets bemüht, „so amerikanisch wie möglich“ zu sein:

„But now they come to me and say, I am no longer an American citizen. ... What have I made of myself and my children? We cannot exercise our rights, we cannot leave this country. Humility and insults, who are responsible for all this? I do not choose to live a life of an interned person. ... Is life worth living in a gilded cage? Obstacles this way, blockades that way, and the bridges burnt behind.“ (Takaki 1989: 300)

Tausende Inder verließen nun die USA und kehrten in ihre alte Heimat zurück. Allein in Kalifornien sank die Zahl der dort lebenden indischen Einwanderer zwischen 1914 und 1940 von mehr als 10.000 auf 1.476 (Lal 1999: 43). In den gesamten Vereinigten Staaten lebten 1940 nur noch 2.405 Menschen indischer Herkunft, die indische Diaspora in den USA existierte quasi nicht mehr (Takaki 1989: 314).

Erst nach dem 2. Weltkrieg besserten sich die Rahmenbedingungen für indische Einwanderer wieder. Nachdem während des Krieges auch Inder an der Seite der USA gekämpft hatten, intensivierten die wenigen verbliebenen Amerikaner indischer Herkunft unter Führung des charismatischen Kaufmanns J.J. Singh ihre Bemühungen, um ihren Landsleuten den Zugang zu den Vereinigten Staaten wieder zu ermöglichen. Hierbei erinnerten sie die amerikanische Regierung an das Versprechen von Freiheit und Selbstbestimmung, unter dem sie in den Krieg gezogen waren: „America cannot afford to say that she wants the people of India to fight on her side and at the same time maintain that she will not have them among her immigrant groups“ (Lal 1999: 43f.). Ein erster Erfolg stellte sich 1946 ein. Der Luce-Cellar Act hob die Sperrzonenbestimmungen von 1917 auf und erlaubte die Einwanderung von 105 Indern pro Jahr. Diese konnten sich erstmals seit 1923 auch um die amerikanische Staatsbürgerschaft bewerben. Allerdings war die Quote von 105 indischen Einwanderern pro Jahr vergleichsweise sehr gering, vor allem in Relation zu der europäischer Länder. Die Quote für polnische Einwanderer betrug zum Beispiel 6.524 Personen pro Jahr (Khagram et al. 2001: 265f.).

Der McCarren-Walter Act von 1952 hob weitere Beschränkungen auf, so dass zwischen 1948 und 1965 ca. 7.000 Inder auf legalem Weg in die USA einwanderten, von denen 1.780 eingebürgert wurden (Lal 1999: 44). Unter den indischen Einwanderern, welche die amerikanische Staatsbürgerschaft zugesprochen bekamen, befand sich auch Dalip Singh Saund. Er wurde 1956 als erster Amerikaner asiatischer Abstammung in das Abgeordnetenhaus des amerikanischen Kongresses gewählt und zwei Jahre später in seinem Amt bestätigt (Khagram et al. 2001: 266). Dies blieb bis heute einer der größten politischen Erfolge der Indian American Community.

III. Die zweite Welle: Die Indian American Community nach 1965

Der eigentliche Wendepunkt in der Einwanderungspolitik der USA war das Jahr 1965. Der Hart-Cellar Act reformierte die bisherige Quotenregelung und wies jedem Land 20.000 Immigranten pro Jahr zu. Familienzusammenführung und Arbeitsqualifikation wurden zu den entscheidenden Kriterien für die Verteilung der 20.000 Visa auf die Bewerber (Khagram et al. 2001: 266f.).

Die Liberalisierung der Einwanderungsbestimmungen in den USA ging mit einem Überschuss an hochqualifizierten Fachkräften in Indien einher. Indien hatte Mitte der sechziger Jahre die höchste Rate an Hochschulstudenten und -absolventen in der gesamten Dritten Welt (Hing 1998: 159). Vielen gut ausgebildeten Arbeitnehmern blieb jedoch eine Anstellung in ihrem Heimatland versagt. 1970 waren 20.000 Mediziner arbeitslos, und im Jahre 1974 gab es in Indien mehr als 100.000 beschäftigungslose technische Ingenieure (Takaki 1989: 446). Etliche von ihnen gingen in die USA, wo es in den Jahren des Vietnam-Krieges einen erhöhten Bedarf an eben jenen Fachkräften gab. Im Gegensatz zu ihren Landsleuten, die Anfang des Jahrhunderts in die Vereinigten Staaten kamen, waren diese indischen Einwanderer „quality migrants“ (Bashkar 2000: 25). Veränderte Ausgangs- und Rahmenbedingungen hatten sie dazu gemacht. Diese Inder konkurrierten nicht mit Einheimischen um wenige Arbeitsstellen. Ihre Assimilations- und Anpassungsfähigkeiten waren durch ihre gute Ausbildung gestärkt. Die Einschätzung eines indischen Einwanderers dieser „zweiten Welle“ spricht für sich:

„The first Indian immigrants and the post-1965 immigrants are two separate worlds. ... It is a class thing. They came from the farming, the lower class. We came from the educated middle class. We spoke English. We went to college. *We were already assimilated in India, before we came here.*“ (Takaki 1989: 445; Hervorhebung P.G.)

1975 zählte die Indian American Community 175.000 Personen (Lal 1999: 44). Darunter waren jedoch nicht nur Einwanderer aus Indien. Im August des Jahres 1972 flüchteten 7.000 Inder aus Uganda, wo Idi Amin Dada sein grausames Regiment begonnen hatte, in die USA. Diese „Doppel-Migranten“ wurden unter Sonderkonditionen der amerikanischen Einwanderungsbehörde als Flüchtlinge akzeptiert (Bashkar 2000: 26).

Eine Minderheit?

Trotz des nunmehr stetigen Wachstums und des ökonomischen Erfolges der indo-amerikanischen Gemeinschaft blieben alte Probleme ungelöst und alte Fragen offen. Immer noch hatten die Inder in den USA unter der Fehleinschätzung zu leiden, sie wären allesamt Hindus. Durch ihre große innere Diversität konnten sie sich zwar der falschen Vereinheitlichung von außen entziehen, doch eine eigene gemeinschaftliche Identität von innen heraus konnte so auch nicht geschaffen werden. Der kleinste gemeinsame Nenner blieb die Herkunft aus der alten Heimat Indien. Da der Terminus „Indians“ im Amerikanischen sowohl Menschen aus Indien als auch die amerikanischen Ureinwohner, die Indianer, beschreibt, erwies er sich als unzureichend für die Beschreibung der zahlenmäßig immer weiter anwachsenden Gruppe

neuer Immigranten. „Asian Americans“ war wiederum für die meisten Inder inakzeptabel, da dieser Begriff auch andere asiatische Ethnien wie Chinesen oder Koreaner umfasste, von denen sich die indischen Einwanderer in den USA schon frühzeitig abgegrenzt hatten.

Aus dieser Spannungslage erwuchs in den siebziger Jahren ein regelrechtes Dilemma, und ein Richtungsstreit entbrannte innerhalb der Indian American Community über die Frage, ob man sich selbst in der Rolle einer Minderheit sah oder sich der Mehrheit der weißen amerikanischen Bevölkerung zugehörig fühlte (Lal 1999: 44f.; vgl. Takaki 1989: 446f.). Beide Lager lieferten einleuchtende Argumente. Ein Bekenntnis zur weißen Mehrheit hätte den Verlust von Sonderrechten und Einstellungsquoten für Minderheiten bedeutet. Die Befürworter einer solchen Positionierung sahen hierin jedoch kein Problem, sondern fürchteten vielmehr das Missfallen der „tatsächlich benachteiligten Minderheiten“ und der Amerikaner selbst, falls diese eine wissentlich falsche Selbsteinordnung als Ausnutzung ihrer Anti-Diskriminierungsgesetze interpretieren sollten (Takaki 1989: 446). Ihre Widersacher waren hingegen der Auffassung, dass indische Einwanderer im gleichen Maße wie andere Immigrantengruppen das Opfer von Diskriminierung und Rassismus waren. So erklärte die Association of Indians in America (AIA) 1975 in einem Brief an die US Civil Rights Commission: „Indians are different in appearance; they are equally dark-skinned as other non-white individuals and are, therefore, subject to the same prejudices“ (Takaki 1989: 447). Die Position der AIA setzte sich durch, und die indischen Einwanderer wurden als eigenständige Minderheit anerkannt. 1977 wurden sie durch die Volkszählungsbehörde offiziell als „Asian Indian“ klassifiziert (Takaki 1989: 447).

Die „Dotbusters“

Die Befürchtungen vieler Inder bestätigten sich 1987, als die indische Gemeinschaft des Bundesstaates New Jersey Opfer rassistischer Übergriffe wurde. Die Serie der Gewalt in Jersey City begann mit relativ harmlosen Verbalattacken weißer Jugendlicher gegenüber indo-amerikanischen Passanten. Wenig später jedoch wurden mehrere von Indern betriebene Geschäfte und Läden angegriffen und verwüstet, und indische Studenten der nahe gelegenen Universität wurden verprügelt. Schließlich kulminierten die Angriffe in einem brutalem Überfall auf zwei Inder in Jersey City. Die von weißen und hispanischen Jugendlichen attackierten Männer erlitten schwerste Verletzungen. Navroze Mody starb noch in der selben Nacht; Kaushal Sharan überlebte mit Glück, trug aber durch die schweren Kopfverletzungen einen dauerhaften Hirnschaden davon (Lessinger 1995: 139–142). Inmitten dieser

binnen weniger Wochen stattfindenden Übergriffe erhielt eine Zeitung einen anonymen Bekennerbrief, in dem sich eine Gruppe namens „Dotbusters“ zu der Gewalt bekannte und schwor, nicht eher zu ruhen, als bis alle Inder aus der Gegend um Jersey City vertrieben wären. Der Name „Dotbusters“ leitet sich von dem von indischen Frauen traditionell auf der Stirn getragenen roten Punkt („bindu“) ab. Die unerhörte Brutalität des letzten Überfalls und der steigende Druck indo-amerikanischer Interessengruppen führte zu verstärkten Fahndungsbemühungen der bis dahin eher apathisch reagierenden Polizei von New Jersey. Ihr gelang es letztendlich, die Täter dingfest zu machen. Der Gewalt war damit zunächst einmal ein Ende bereitet. Doch die Attacken von Jersey City riefen überall in den USA Nachahmungstäter auf den Plan. In manchen Highschools zirkulierten gar „Dotbuster“-Mitgliedskarten unter den Jugendlichen (Lessinger 1995: 142). Immer wieder kam es seitdem zu rassistisch motivierten Gewalttaten gegen indische Einwanderer.

In diesem Zusammenhang muss auch auf die Ereignisse der jüngeren Vergangenheit eingegangen werden. Die Terroranschläge des 11. September 2001 verstärkten ausländerfeindliche Ressentiments in den USA und führten zu einer Reihe von Gewalttaten, von denen vor allem Araber betroffen waren (vgl. Mohammad-Arif 2002: 268–283). Aber auch viele indische Moslems und vor allem Sikhs wurden, teilweise aufgrund von Verwechslungen mit Arabern, teilweise aufgrund allgemeiner Wut auf Ausländer, ebenfalls Opfer dieser Attacken (Watanabe 2001: 134). Die Übergriffe erreichten ihren negativen Höhepunkt im gewaltsamen Tod des Sikh Balbir Singh Sodhi. Als Reaktion bildeten sich verschiedene Organisationen wie die Sikh Coalition, welche sich um Verständigung und Aufklärung bemühen (The Sikh Coalition 2003: 3).

Tradition und Religion

Trotz aller weitgehend erfolgreichen Assimilations- und Anpassungsbestrebungen der Indian American Community bemühten sich die in den USA lebenden Inder auch stets um die Bewahrung ihrer aus der alten Heimat mitgebrachten Traditionen. Die Schaffung eigener soziokultureller Räume spielt hierbei eine wichtige Rolle (Gosalia 2002: 243). Dies erfolgte vor allem durch die Bindung an die Religion. In fast allen neu entstandenen indischen Bezirken im gesamten Land wurden, wie schon bei den Einwanderern der ersten Generation, Tempel errichtet. Diese multifunktionalen Begegnungsstätten fungieren als Hüter des religiösen und kulturellen Erbes der indischen Immigranten. So wurde beispielsweise in New York 1977 der imposante Shri Maha Vallabha Ganapati-Tempel erbaut, welcher seitdem einer der zentralen Anlaufpunkte für Hindus aus den gesamten Vereinigten Staaten ist (Les-

singer 1995: 49ff.). Die jährlich stattfindende Prozession zu Ehren der Gottheit Ganesha ist eine der wichtigsten religiösen Zeremonien der Indian American Community (Lessinger 1995: 57–60). Solche ethnisch geprägten Paraden haben eine lange Tradition unter den verschiedenen Einwanderergruppierungen innerhalb der USA. Sie dienen nicht nur der Außendarstellung, sondern auch der inneren Kohärenz der jeweiligen Gemeinschaft. Dies trifft natürlich besonders auf religiöse Feierlichkeiten zu, stellt aber auch bei mehr säkularisierten Festlichkeiten wie dem Diwali-Fest und vor allem der jährlichen Parade zur Feier der indischen Unabhängigkeit einen entscheidenden Faktor dar. So wurde 1994 den indischen Mitgliedern der South Asian Lesbian and Gay Association (SALGA) die Teilnahmen an dem prestigereichen Umzug untersagt, da die Organisatoren der Parade Homosexuelle als eine „Schande für die indische Gemeinschaft“ ansahen (Lessinger 1995: 64).

Hier offenbart sich neben dem fast funktionalen Beharren auf traditionellen Werten als strukturelles Bindeglied aller in den USA lebenden Inder ein weiterer für das Selbstverständnis der Indian American Community äußerst wichtiger Aspekt. Der wirtschaftliche Erfolg und die daraus resultierende sozio-kulturelle Sonderstellung der Inder im Vergleich zu anderen Immigrantengruppen hatte ihnen in den Jahrzehnten nach 1965 den Ruf einer „Vorzeige-Minderheit“, einer „model minority“, beschert. Im Bemühen, dieser scheinbaren Auszeichnung gerecht zu werden, hat sich eine Tendenz zu noch traditionelleren Werten und noch konservativeren Einstellungen entwickelt, welche ein enormes Konfliktpotential innerhalb der indischen Diaspora in den Vereinigten Staaten birgt.

IV. Interne Konfliktlinien und strukturelle Aspekte der Indian American Community

Innerhalb der letzten zwei Dekaden hat sich innerhalb der Indian American Community eine doppelte Konfrontationslinie herausgebildet. Zunächst vollzieht sich ein natürlicher Generationenkonflikt zwischen den in den USA geborenen und aufgewachsenen amerikanischen „Desis“ und ihren als Immigranten eingereisten Eltern. Die zweite Konfliktlinie liegt zwischen den amerikanisierten und vollständig assimilierten Mitglieder der Diaspora, den sog. ABCDs („American-Born Confused Desis“), und den noch unangepassten Neuankömmlingen, den sog. FOBs („Fresh Off the Boat“) (Khandelwal 2002: 149). Oft überschneiden sich die Konfliktlinien, da vor allem die ältere Generation in ihrem noch durch eine vollständige Erziehung in Indien geprägte Weltbild ähnliche Einstellungen aufweist wie die eben erst eingetroffenen indischen Einwanderer. Durch dieses Paradoxon werden die

seit ihrer Geburt der indischen Diaspora angehörigen amerikanischen „Desis“ oftmals durch die konfligierenden Werte- und Normensysteme der Neuankömmlinge noch weiter von ihrer eigentlichen ethnischen Heimat entfremdet. Die traditionelle Betonung der Familie und Gemeinschaft in Indien, beispielsweise, steht in völligem Gegensatz zu den Erfahrungen des amerikanischen Individualismus, denen die jungen „Desis“ tagtäglich in Schule und Beruf ausgesetzt sind. Rupa Gawle, in New York als Tochter indischer Einwanderer aufgewachsen, berichtet über ihre Jugend:

„I was constantly bombarded with conflicting messages and it's hard to decide which one is the correct one. At home we are taught that we must share everything and that I must always consider the welfare of the whole family and every decision that is made is made with the consent of everyone and involving everyone. Individuality isn't something taught in the Indian culture and everyone is encouraged to not be one but rather be part of the family unit. Individuality, I was taught, was selfishness.“ (Gawle 1999)

Obwohl sich die Bewahrung traditioneller Familiennetzwerke als ein immenser Vorteil gegenüber anderen Einwandergruppen erwiesen hat, ist es fraglich, ob die jüngere Generation eben jene Verbindungen auch weiterhin aufrechterhalten kann und will (Lessinger 1995: 15ff.). Hierbei kommt es immer wieder zu Kontroversen über die Frage der Eheschließung. Viele indische Familien bemühen sich auch in den USA nach wie vor um arrangierte Ehen für ihre Kinder. Häufig suchen sie gezielt nach Partnern aus Indien, welche wiederum durch die Heirat mit amerikanischen Staatsbürgern indischer Abstammung ihre Tradition wahren und gleichzeitig eine „Green Card“ für die Vereinigten Staaten erhalten können. Dies ist vor allem für die Eltern indo-amerikanischer Mädchen lohnend, da die Familie des Bräutigams im Gegenzug für die unbegrenzte Aufenthaltserlaubnis in den USA häufig auf eine kostspielige Mitgift verzichtet (Lessinger 1995: 119–124). Indessen gibt es jedoch auch immer mehr „halb-arrangierte“ Ehen, wobei den zukünftigen Eheleuten im Rahmen der Klassen- und Kastenbeschränkungen ein größeres Mitspracherecht in der Wahl ihrer Partner zugestanden wird (Lessinger 1995: 122f.). Trotzdem wird die Endogamie in der zweiten und nunmehr auch der dritten Generation nicht mehr stringent eingehalten. Vergleichsstudien aus dem kanadischen Raum verweisen allerdings auf unterbewusste Entscheidungsmechanismen, welche eine zumindest grobe Einhaltung tradierter Eheschließungsvorschriften hervorbringen könnten (Lalonde et al. 2004).

Konflikte entstehen auch durch eine häufig vom Mythos der „model minority“ geprägte, überhöhte Erwartungshaltung indischer Eltern an ihre Kinder, die manchmal einem übersteigerten und fehlinterpretierten Anforderungsprofil der amerikanischen Gesellschaft an die indische Diaspora zu entspringen scheint. In den Augen vieler Inder sind nur die besten Ergebnis-

se akzeptabel, jedes Versagen wird als persönliche Schwäche und als Schande für Familie und Gemeinschaft ausgelegt. Rupa Gawle beispielsweise berichtet folgendes über ihre Schulzeit:

„Through high school it was an episode from the twilight zone in our house every day. I'd come home with a 96 on a test and it wasn't good enough because I didn't get a 100! I'd come home with a 100 and it wasn't good enough because I didn't work on the extra credit! I bagged the Catholic Teachers Association scholarship given to one kid in each high school but it wasn't good enough because it wasn't as much money as Mrs. Patel's son's scholarship! I missed salutatorian by .06% and so I had to go to graduation alone as a punishment for not doing so well. #3 didn't count even if your class had 725 kids...“ (Gawle 1999)

Entsprechend werden auch wirtschaftliche Misserfolge, die es auch unter der indischen Diaspora durchaus gibt, fast immer auf mangelndes Engagement oder fehlende persönliche Qualitäten zurückgeführt. Die geringe Zahl der Indo-Amerikaner, die in Armut leben, wird oftmals beinahe verschämt ignoriert, da diese Community-Mitglieder nicht in das sich scheinbar immer wieder selbst bestätigende Bild der „Vorzeige-Minderheit“ passen. Charakteristisch erscheint hier die Aussage eines indischen Immigranten über seine weniger erfolgreichen Landsleute: „These fellows are our stupider brothers and cousins“ (Lessinger 1995: 14).

Trotz dieser Probleme und internen Konfliktlinien bleibt die Indian American Community mehr denn je eine „goldene Diaspora“ (Spaeth 2001). Allein die quantitativen Charakteristika sind beeindruckend. Mit einer von keiner anderen asiatischen Einwanderergruppe erreichten Wachstumsrate von knapp 106% in den Jahren zwischen 1990 und 2000 stellen die Inder heute hinter den Chinesen und den Philippinern die drittgrößte asiatische Diaspora in den USA (Government of India 2001: 169). Ein Großteil der indo-amerikanischen Bevölkerung besitzt eine exzellente Bildung. 9 von 10 Indian Americans haben zumindest einen High School-Abschluss, die Zahl der Universitäts- und College-Absolventen ist mit beinahe 60% die höchste aller amerikanischen Bevölkerungsgruppen (Government of India 2001: 169; vgl. auch Khagram et al. 2001: 271f.). Die sehr gute Ausbildung schlägt sich direkt in ökonomischen Erfolgen nieder. Indo-Amerikaner haben mit Abstand das höchste Pro-Kopf-Einkommen in den Vereinigten Staaten. Sie verdienen im Jahre 2000 US\$ 60.093 jährlich und lagen damit weit über dem amerikanischen Durchschnitt von US\$ 38.885 (Government of India 2001: 169). Eine andere Studie veranschlagt das Pro-Kopf-Einkommen der Indian Americans gar mit ca. US\$ 64.000 (Khagram et al. 2001: 272). Neben den traditionellen Beschäftigungsfeldern in Medizin, Technik, Recht, Management und Hotelwesen haben Inder im Rahmen der digitalen Revolution und der Ausweitung des elektronischen Kommunikationssektors eine Berufsnische

gefunden, die sie in weiten Teilen förmlich dominieren. So wird seit den 1980er Jahren verstärkt der Begriff einer indischen „Dotcom Diaspora“ in den USA gebraucht (Gosalia 2002: 236). Allein im Zentrum der IT-Technologie in Silicon Valley, California, arbeiten ca. 300.000 Inder (Government of India 2001: 170). Auch in den Bereichen Journalismus, Medien und Film haben sich viele Indo-Amerikaner erfolgreich etabliert, was der indischen Diaspora zu weiterem Prestige und Ansehen verholfen hat (Spaeth 2001).

V. Die politische Aktivierung der Indian American Community

Mit der ökonomischen und sozialen Etablierung der Indian American Community wurden auch die Voraussetzungen für eine aktivere politische Beteiligung der Gemeinschaft geschaffen. Die Phase indischer Einwanderung bis 1965 war durch wenig politische Aktivität innerhalb der Indian American Community gekennzeichnet. Die sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen und die geringe Bildung der meisten indischen Einwanderer sowie ein daraus resultierendes allgemeines Desinteresse an politischen Fragen ließen die Bemühungen einzelner politischer Aktivisten größtenteils scheitern.

Seit 1965 jedoch hat die politische Partizipation und Einflussnahme der Indian American Community Fortschritte gemacht. So wurden zahlreiche Interessengruppen gegründet, um die Belange der Gemeinschaft, der indischen Einwanderer und nicht zuletzt auch Indiens politisch zu unterstützen (vgl. u.a. Lien 2001). Organisationen wie das Indian American Forum for Political Education (IAFPE) oder das Indian American Center for Political Awareness (IACPA) sind Ausdruck eines erweiterten Selbstbewusstseins und Gestaltungsanspruchs der Indian American Community. Dennoch scheint der Prozess der politischen Aktivierung noch längst nicht abgeschlossen zu sein. Gemessen an der zahlenmäßigen Stärke und dem sozio-ökonomischen Status der indischen Diaspora in den USA ist der Grad an Interessenartikulation und Partizipation vor allem im Vergleich zu anderen ethnischen Gruppen wie der japanisch-amerikanischen Gemeinschaft gering und in jedem Falle ausbaufähig (Kanjilal 2002: 76, 85).

Die Gründe hierfür sind vielfältig und reichen von erst langsam erwachendem Interesse an der Politik des Gastlandes über geographische Verteilung bis hin zu interner Heterogenität und inneren Interessenskonflikten. Wie bei nahezu sämtlichen in die Vereinigten Staaten kommenden Einwanderergruppen galt und gilt der Fokus der Aufmerksamkeit zunächst vornehmlich dem ökonomischem Wohlergehen und der beruflichen und finanziellen Sicherheit. Dies trifft natürlich auch auf die indische Diaspora in den USA zu. Das politische Interesse nimmt, wenn überhaupt, nur proportional

zur eigenen wirtschaftlichen Unabhängigkeit zu. Dies bedeutet, dass nach einer ersten ökonomischen Etablierung innerhalb des Gastlandes die Entwicklung hin zu politischer Aktivität fast logisch erscheint (Nurnberger 2000: 81). Es bleibt jedoch zu fragen, welcher Zeithorizont für einen solchen Prozess anzusetzen ist. Die Phase der Etablierung für die erste und möglicherweise auch für die zweite Generation der Immigranten nach 1965 scheint abgeschlossen zu sein, was das verstärkte politische Interesse der letzten Jahre erklären mag.

Ein weiterer beschränkender Faktor ist in der geographischen Verteilung der Community über nahezu alle Bundesstaaten der USA zu sehen. Ein Nachteil einer solch weit verstreuten Diaspora ist die oftmals fehlende Bindung der einzelnen Mitglieder aneinander, was eine effektive politische Aktivierung schwierig macht (Khagram et al. 2001: 269f.). Auch hier sind in den letzten Jahren positive Tendenzen erkennbar, welche offenkundig auch der gestiegenen Anzahl der in den USA lebenden Indern entspringen. Fast noch wichtiger erscheinen jedoch die Folgen des Internets und die Möglichkeiten einer unbegrenzten Kommunikation, die durch die Indian American Community in besonderem Maße genutzt werden.

Ein dritter wesentlicher Aspekt politischer Zurückhaltung ist die große interne Heterogenität der indischen Diaspora in den USA (Khagram et al. 2001: 270f.). Ethnische, regionale, religiöse, kulturelle und sprachliche Unterschiede sowie einige dem Kastensystem entstammende Barrieren innerhalb der Community führen immer wieder zu konfligierenden Interessen (Kanjilal 2002: 85). Diese zeigen sich beispielsweise in der relativ offenen Unterstützung der hindunationalistischen Bewegung in Indien durch einen Teil der indo-amerikanischen Gemeinschaft. Das Wirken der Hindunationalen, vor allem der Organisation Vishwa Hindu Parishad of America (VHPA), wird nicht nur innerhalb der indischen Diaspora kritisch diskutiert (Rajagopal 2004). Solche Binnenkonflikte binden Ressourcen und schwächen die politische Arbeit im Gastland.

Dennoch hat sich in den letzten Jahren eine einigermaßen einheitliche Position der Indian American Community zu den bedeutendsten politischen Fragen entwickelt (Hathaway 2001: 25f.). Die Ziele sind hierbei eher breit anzusetzen. Zum einen handelt es sich um die Community selbst betreffenden Sachfragen wie Immigration und Familienzusammenführung, Diskriminierung und rassistische Gewalt, wirtschaftliche Interessen, Bildung, politische Partizipation und Gesundheitsfürsorge. Zum anderen verstärkt die Community ihr Engagement in Bezug auf die indisch-amerikanischen Beziehungen, wobei vor allem die Themen politische und militärische Zusammenarbeit, Entwicklungshilfe, Investitionen und Handelsbeziehungen, Menschenrechte oder das indische Atomwaffenprogramm im Mittelpunkt stehen

(Parekh 2000). Innerhalb dieses Rahmens realistisch verfolgbarer politischer Ziele scheint ein innergemeinschaftlicher Konsens möglich.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass es nach wie vor einige gewichtige Ursachen für die politische Passivität innerhalb der indo-amerikanischen Gemeinschaft gibt. Es ergeben sich jedoch in zunehmenden Maß Möglichkeiten, trotz dieser beschränkenden Faktoren politisch aktiv zu werden.

VI. Ausblick

Die feste Verwurzelung, welche die Indian American Community innerhalb relativ kurzer Zeit in der amerikanischen Gesellschaft erreicht hat, lässt sich gut anhand ihrer räumlich-geographischen Verteilung veranschaulichen. Im Gegensatz zu den meisten anderen Einwanderergruppen leben Inder fast überall in den USA und sind relativ gleichmäßig über das gesamte Gebiet der Vereinigten Staaten verteilt (Khagram et al. 2001: 270). Lediglich der New Yorker Stadtteil Jackson Heights nimmt wegen seiner großen indo-amerikanischen Gemeinschaft eine exponierte Stellung ein und wird oftmals als „Little India“ bezeichnet (Gosalia 2002: 244). Von dieser Ausnahme abgesehen, existiert allerdings kein wirkliches „indisches Chinatown“ im Sinne einer exklusiven urbanen Siedlungsstruktur.

Die Ursache für dieses bemerkenswerte Siedlungsmuster ist vor allem in der Heterogenität der Indian American Community zu suchen. Während die an der Westküste lebende erste Generation indischer Immigranten noch vorwiegend aus in der Landwirtschaft beschäftigten Punjabis bestand, herrscht nunmehr ein Nebeneinander verschiedener Sprachen (Gujarati, Hindi, Bengali, Telugu etc.), Religionen (Hindus, Sikhs, Muslime, Christen, Parsis etc.), Herkunftsregionen (von Karnataka und Kerala im Südwesten Indiens bis hin zu Bihar im Nordosten) und Berufe (von traditionellen Beschäftigungen im Hotelgewerbe bzw. im Einzelhandel bis hin zu medizinischen und juristischen Berufen oder den IT-Spezialisten der „Dotcom Diaspora“) (Khagram et al. 2001: 271). Dies führt zu einer Konzentration bestimmter Gruppen in bestimmten Berufen und Regionen der USA. So finden sich nunmehr an der US-amerikanischen Westküste überdurchschnittlich viele in der Gastronomie und Tourismus tätige Gujaratis, während Händler und Unternehmer aus der Gemeinschaft der Sikhs mehrheitlich an der Ostküste leben (Gosalia 2002: 240). Es ist auch deshalb keineswegs von einer „pan-indo-amerikanischen Identität“ zu sprechen (Cho/Lad 2004: 245). Dennoch scheint die Indian American Community in sich gefestigt, der alte Slogan „Unity in Diversity“ beschreibt ihren derzeitigen Zustand recht treffend (Khandelwal 2002: 2). Die Entwicklung weitreichender Netzwerke, beispielsweise zur Unterstüt-

zung von Familienmitgliedern, Bekannten oder Neuankömmlingen, ist bislang noch wenig erforscht, aber offenkundig effizient und wirksam. Insofern kann man der indo-amerikanischen Gemeinschaft, vor allem mit Blick auf die günstige Altersstruktur und die nicht nachlassenden Zuwachsraten, eine glänzende ökonomische und soziale Zukunft prophezeien.

Ähnlich positiv lässt sich die politische Zukunft der Indian American Community beurteilen. Die jüngsten Erfolge wie beispielsweise das gute Abschneiden von Piyush „Bobby“ Jindal bei den Gouverneurswahlen in Louisiana, wo er in einer Stichwahl im November 2003 nur knapp unterlag, sind Indikatoren einer politisch erwachenden Gemeinschaft (Gottschlich 2004). Hierbei ist vor allem auf die reichhaltigen Ressourcen der Community hinzuweisen. Die Gemeinschaft kann nicht nur in zunehmendem Maße auf Wählerstimmen und auf Expertise in relevanten Bereichen zurückgreifen. Auch die Verfügbarkeit finanzieller Mittel für Lobbyarbeit und Wahlkampfspenden spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle (vgl. u.a. Cho/Lad 2004). Gerade in finanzieller Hinsicht ist das Potential der Indian American Community mit dem höchsten Pro-Kopf-Einkommen überhaupt in den Vereinigten Staaten besonders hoch. Da die grundlegenden Strukturen in Form von Interessengruppen und Institutionen wie dem Congressional Caucus on India and Indian Americans bereits geschaffen sind, scheint die Frage des erweiterten politischen Einflusses in der Zukunft hauptsächlich von der Fähigkeit der Community abzuhängen, ihre relative politische Geschlossenheit vor allem bezüglich der indisch-amerikanischen Beziehungen beizubehalten und die vorhandenen Ressourcen wirksam einzusetzen. Wenn zudem trotz aller Bedenken und möglichen Schwierigkeiten der Trend zur Aufstellung eigener, indo-amerikanischer Kandidaten auf lokaler, bundesstaatlicher und nationaler Ebene gestärkt werden kann, wird das direkte politische Engagement gegenüber dem indirekten zunehmen. So könnten die politisch aktiven Indian Americans deutlich sichtbarer in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden (Cho/Lad 2004: 246f.). Die bisherige, quasi im Zeitraffer verlaufende Entwicklung politischer Aktivierung in Verbindung mit einem stärker werdenden Gestaltungsanspruch könnte in naher Zukunft die Frage nach dem politischen Status der indo-amerikanischen Gemeinschaft in Anlehnung an Khagram (2001) wie folgt beantworten: „Seen, rich, and heard!“

VII. Literatur

- Bashkar, T.L.S. (2000). *The Telugu Diaspora in the United States*. Santa Cruz, CA: Center for Global, International & Regional Studies.
- Cho, Wendy K. Tam/Suneet P. Lad (2004). „Subcontinental Divide: Asian Indians and Asian American Politics“. *American Politics Research* 32, 3 (May 2004), pp. 239–263.
- Gawle, Rupa (1999). *Nothing Confused about this ABCD*. <http://www.sulekha.com/articledesc.asp?cid=87413> (21.08.2003).
- Gosalia, Sushila (2002). „Indische Diaspora und kulturelle Identität“. In: Draguhn, Werner (Hrsg.). *Indien 2002: Politik, Wirtschaft, Gesellschaft*. Hamburg: Institut für Asienkunde, pp. 233–245.
- Gottschlich, Pierre (2004). „The Indian American Community – The Next Political Powerhouse?“. *News India-Times*. March 19, 2004.
- Government of India, Ministry of External Affairs (2001). *Report of the High Level Committee on the Indian Diaspora*. New Delhi: Ministry of External Affairs.
- Hathaway, Robert M. (2001). „Unfinished Passage: India, Indian Americans, and the U.S. Congress“. *The Washington Quarterly* 24, 2 (Spring 2001), pp. 21–34.
- Hing, Bill Ong (1998). „Asian Immigrants: Social Forces Unleashed After 1965“. In: Jacobson, David (Ed.). *The Immigration Reader: America in a Multidisciplinary Perspective*. Malden: Blackwell Publishers, pp. 144–182.
- Jensen, Joan M. (1988). *Passage from India: Asian Indian Immigrants in North America*. New Haven and London: Yale University Press.
- Kanjilal, Tanmay (2002). „India – In the Minds of the Indian-Americans“. In: Malhotra, Vinay Kumar (Ed.). *The USA: Relations with India and Europe*. Leeds: Wisdom House Publications, pp. 73–89.
- Khagram, Sanjeev/Manish Desai/Jason Varughese (2001). „Seen, Rich, but Unheard? The Politics of Asian Indians in the United States“. In: Chang, Gordon H. (Ed.). *Asian Americans and Politics: Perspectives, Experiences, Prospects*. Washington, D.C.: Woodrow Wilson Center Press, pp. 258–284.
- Khandelwal, Madhulika S. (2002). *Becoming American, Being Indian: An Immigrant Community in New York City*. Ithaca & London: Cornell University Press.
- Koritala, Srirajasekhar (1998). *A historical perspective of Americans of Asian Indian origin: 1790–1997*. <http://www-users.cs.umn.edu/~seetala/India/Articles/article001.html> (21.08.2003)
- Lessinger, Johanna (1995). *From the Ganges to the Hudson: Indian Immigrants in New York City*. Boston: Allyn and Bacon.
- Lal, Vinay (1999). „A Political History of Asian Indians in the United States“. In: Prasad, Leela (Ed.). *Live Like the Banyan Tree: Images of the Indian American Experience*. Philadelphia: Balch Institute for Ethnic Studies, pp. 42–48.

- Lalonde, Richard N./Michaela Hynie/Manjit Pannu/Sandeep Tatla (2004). „The Role of Culture in Interpersonal Relationships: Do Second Generation South Asian Canadians Want a Traditional Partner?“. *Journal of Cross-Cultural Psychology* 35, 5 (September 2004), pp. 503–524.
- Lien, Pei-te (2001). *The Making of Asian America through Political Participation*. Philadelphia: Temple University Press.
- Malhotra, Ajay (2000). *History of Indians in US*. <http://www.itihaas.com/independent/contrib3.html> (21.08.2003)
- Mohammad-Arif, Aminah (2002). *Salaam America: South Asian Muslims in New York*. London: Anthem Press.
- Nurnberger, Ralph (2000). *Lobbying in America: A Primer for Citizen Participation*. Washington, D.C.: India Abroad Center for Political Awareness.
- Parekh, Neil (2000). „Community Must Ask More of Caucasus“. *News India-Times*. February 25, 2000.
- Rajagopal, Arvind (2004). „Non-Resident Nationalism“. *Frontline*. March 13–26, 2004.
- Spaeth, Anthony (2001). „The Golden Diaspora“. *TIME Magazine*. March 7, 2001.
- Takaki, Ronald (1989). *Strangers from a Different Shore: A History of Asian Americans*. Boston, New York, Toronto and London: Little, Brown and Company.
- The Sikh Coalition (Eds.)(2003). *Annual Report 2002*. New York: The Sikh Coalition.
- Watanabe, Paul Y. (2001). „Asian-Americans and U.S.-Asia Relations“. In: Ambrosio, Thomas (Ed.). *Ethnic Identity Groups and U.S. Foreign Policy*. Westport, CT: Praeger, pp. 131–142.